

SPIEGEL SPECIAL

GESCHICHTE

NR. 2/2007

50 Jahre nach
Ende des
Kolonialismus

Afrika

Das umkämpfte Paradies

4 197436 306809 02



MANAGER DER GUTEN TAT
Neue Konzepte der
Entwicklungshilfe

AUFBRUCH UND ABSTURZ
Von weißen zu
schwarzen Diktatoren

China erobert den Schwarzen Kontinent und wird zum bevorzugten Handelspartner für Diktatoren.

IM ZEITALTER DES DRACHEN

Von Andreas Lorenz und Thilo Thielke



TRAUERENDE MUTTER
In einer von Chinesen ausgebeuteten Kupfermine kam Justina Mulumbas Sohn Thomas Mumba bei einer Sprengstoffexplosion ums Leben, nur sein Foto blieb ihr.

Thomas Mumba war ein frommer junger Mann. Seine Freizeit widmete er dem Studium der Heiligen Schrift, nebenbei leitete er in seiner Heimatstadt Chambeshi den Kirchenchor der United Church of Zambia. Enthaltsamkeit prägte das Leben des Junggesellen: kein Bier und keinen Sex vor der Ehe. In seinem Zimmer hängt noch immer überlebensgroß das Bild seines Heilands inmitten einer Schafherde. Es ist ein schrilles, kitschiges Poster – „made in China“, wie fast alles hier im sambischen Kupfergürtel, gute sechs Autostunden nördlich der Hauptstadt Lusaka.

Thomas Mumba, ein eher schüchterner, schwächlicher Junge, hatte das fromme Bild aus dem Fernoststaat auf dem heimischen Markt besorgt und zu Hause aufgehängt. Es war billig gewesen, billiger als die Waren aus Europa jedenfalls – rund 4000 Kwacha kostete der chinesische Jesus, 75 Cent etwa. „Das war seine erste Begegnung mit dem Reich des Bösen“, sagt Thomas' Mutter Justina Mulumba heute, zwei Jahre nach dem Unglück, das ihr ganzes Leben verändern sollte.

Thomas Mumba starb am 20. April 2005, als in der Kupfermine von Chambeshi ein Sprengstofflager explodierte. Er war gerade 23 Jahre alt geworden, zwei

Jahre lang hatte er in der Mine gearbeitet. Wie viele Menschen an jenem Tag noch starben, weiß niemand, denn die chinesischen Besitzer der Mine versuchten zu vertuschen, was sie wissen, oder haben niemals Buch darüber geführt, wer an dem Tag der Katastrophe in der Nähe des Explosionsorts gearbeitet hat.

Es könnten 46 Opfer gewesen sein, wie auf dem Gedenkstein steht, aber auch 50 oder 60. Von den meisten Toten konnten nur Überreste geborgen werden. Der Ingenieur Mukuka Chilufya, der das Rettungsteam leitete, sagt, seine Männer hätten an diesem Tag 49 Säcke mit Leichenteilen gefüllt. Die Chinesen weisen alle Nachfragen über die Explosion ab.

Justina Mulumba trägt ein mintgrünes Kleid und flüstert, am Grab ihres Sohnes kniend, kaum hörbar: „Vergib ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Der Friedhof liegt nur etwa 300 Meter vom Werkstor entfernt, direkt an der Straße. Hinter Justina wirbeln chinesische Lastwagen die rote afrikanische Erde auf. Für einen Moment hüllt der feine Sand den ganzen Friedhof in einen Schleier.

Die Fahrer haben es eilig, ihre Sattelschlepper sind alle randvoll mit Kupfer. Sie bringen es zum Hafen nach Durban am Indischen Ozean, von dort wird es dann fortgeschafft ins Reich der Mitte. Kupfer hat nicht nur das Schicksal von Thomas Mumba bestimmt, vom Kupfer hängt ganz Sambia ab. Es ist der mit Abstand wichtigste Exportartikel des süd-afrikanischen Landes, noch weit vor Kobalt. Mehr als die Hälfte der Erlöse im Exportgeschäft generiert die Kupferausfuhr.

Das Metall trieb schon die weißen Kolonialherren zu Beginn des 20. Jahrhunderts scharenweise ins Land nördlich des Sambesi. Die Flage Großbritanniens wehte bis 1964 über Nordrhodesien, wie Sambia damals hieß. Danach begann die Ära der Unabhängigkeit und des Sozialisten Kenneth Kaunda, der anfangs von den steigenden Kupferpreisen profitierte.

Kaunda, ein frommer Mann, war besessen davon, den Einwohnern seines Landes Bildung zu bringen, von Wirtschaftsdingen verstand er dagegen wenig. Er ließ so viele Schulen bauen, dass die Regierung irgendwann kein Geld mehr hatte, um die Lehrer zu bezahlen. Und als er, um neues Geld in die Kassen zu spülen, die Minen den fremden Herren entriss und unter staatliche Kontrolle brachte, hatte er das Pech, dass bald darauf die Kupferpreise ins Bodenlose fielen.

Es folgte die Abkehr von der sozialistischen Kommandowirtschaft zu Beginn der neunziger Jahre, Kaundas Rückzug aus der Politik und eine Wirtschaftskrise aufgrund weiterhin niedriger Kupferpreise. Als sich Ende der Neunziger der damalige Präsident Frederick Chiluba genötigt sah, dem Drängen von Weltbank und Internationalem Währungs-

Hungriger Tiger

Chinas wichtigste Lieferanten für Öl und Metalle aus Afrika



Chinesisch-afrikanischer Außenhandel

in Milliarden Dollar



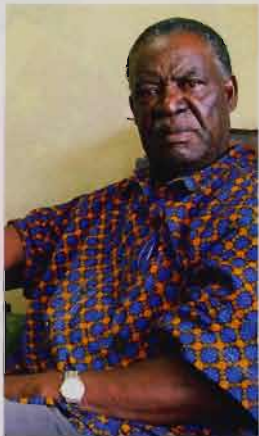


Liberianische Kinder im
Februar 2007 in Monrovia
beim bestellten Jubel für
Chinas Präsidenten Hu Jintao



Junge Männer und Kinder im
kongolesischen Lukumbashi
beim Abbau von Kupfer für
den Export nach China

PH: ANDERS PETTERSSON / GETTY IMAGES (R.); CHRISTOPHER HERWIG / REUTERS (O.)



HEILIGER ODER SATAN?
Sambias Oppositionsführer Michael Sata wird von der Regierung immer mal wieder ins Gefängnis geworfen, klagt über Wahlfälschungen – und ist der schärfste Kritiker der Chinesen.

fonds nachzukommen und die unproduktiven, defizitären Staatsminen zu privatisieren, kostete eine Tonne Kupfer gerade einmal 900 Dollar.

Niemand in Afrika, aber auch niemand in New York, London oder Genf, hatte damals den gewaltigen Aufstieg der Wirtschaftsmächte Indien und China vorausgesehen und niemand ihren Rohstoffhunger. Deshalb hatte das arme Sambia wieder einmal Pech. Nun war fast das ganze Tafelsilber verhökert – an Australier, Kanadier, Inder, Chinesen –, und die Kupferpreise kletterten plötzlich in ungeahnte Höhen.

Heute kostet eine Tonne Kupfer 8000 Dollar. 500 000 Tonnen werden in Sambia derzeit gefördert, und schon bald könnten es 700 000 sein. Aber das ist in erster Linie gut für die australischen, kanadischen, indischen und chinesischen Minenbesitzer, die Sambier haben nur wenig davon.

Die Chinesen brauchen das Kupfer für ihre boomende Industrie. Das Metall wird hauptsächlich für Drähte, Kabel, für integrierte Schaltungen und für Metallprodukte wie Rohre oder Werkzeugmaschinen verwendet – also in fast jeder Industriebranche vom Automobilbau bis zum Baugewerbe.

Bereits im Jahr 2004 war China hinter Japan der zweitgrößte Importeur von Kupfererzen. „Nimmt man Kupferschrott und -reste mit dazu, so steigt der chinesische Kupferimportanteil auf ein Viertel der weltweiten Importe an“, schreibt die Forschungsabteilung der Deutschen Bank in ihrem Report über „Chinas Rohstoffhunger“. Die Prognose der Frankfurter: Die Nachfrage nach Kupfer bleibt „weiterhin hoch“.

Schlechter hätte die Privatisierung für die Sambier also kaum laufen können. Doch im Zeitalter des Drachen, das über Afrika hereinbricht, sollte alles noch viel schlimmer kommen. Michael Chilufya Sata sitzt in einem verqualmten, engen Büro hinter Papierbergen und raucht eine Zigarette nach der anderen. Sata ist der wichtigste Oppositionsführer in Sambia, der Chef der Patriotischen Front, und er ist auch ein Demagoge. Vielen Sambiern gilt er als ein Heiliger, für andere ist er der Satan schlechthin – etwa für die Regierung, die ihn immer wieder ins Gefängnis werfen lässt. Mal wird ihm Sabotage vorgeworfen, weil er mit Gesinnungsgenossen Sprengstoff in eine Kupfermine geschmuggelt haben soll, zuletzt wurde er in-

haftiert, weil er angeblich falsche Angaben über seine Vermögensverhältnisse gemacht haben soll.

Bei den Präsidentschaftswahlen im September 2006 erhielt Sata gut 29 Prozent der Stimmen, Amtsinhaber Levy Mwanawasa kam auf 43 Prozent. Sata hält die Wahlen für gefälscht. In der Hauptstadt und im Kupfergürtel lag er zunächst klar vorn. Als sich das Blatt dann zugunsten des Amtsinhabers wendete, witterte nicht nur der Oppositionsführer Betrug, in Lusaka kam es zu mehrtägigen blutigen Straßenschlachten.

Sata hat eigentlich nur ein Thema, mit dem er die Massen elektrisiert: die Chinesen. Sie wollten ihre Diktatur nach Afrika exportieren, den Kontinent kolonialisieren und in großem Stil ausbeuten, warnt er. Das Wohl der Afrikaner sei ihnen, im Gegensatz zu westlichen Geschäftspartnern, herzlich egal.

Schnell redet sich der Politiker in Rage: Von Menschenrechten hielten sie nicht viel, dafür aber sehr viel von Afrikas Bodenschätzen, die sie mit eigenen Arbeitern, eigenen Maschinen und ohne einen Kwacha Steuern zu zahlen massenhaft fortschafften. Kurz und gut: „Wir wollen, dass die Chinesen verschwinden und stattdessen die alten Kolonialmächte wiederkommen. Denn die haben unsere Bodenschätze zwar auch ausgebeutet, sich aber wenigstens um uns gekümmert: Schulen gebaut, uns ihre Sprache gelehrt und die britische Zivilisation gebracht.“

Wie Sata fühlt womöglich eine Mehrheit der Sambier. Als der chinesische Staats- und Parteichef Hu Jintao kürzlich zum dritten Mal Afrika bereiste, sagte er den geplanten Besuch des sambischen Kupfergürtels kurzfristig ab. Er befürchtete Demonstrationen unzufriedener Arbeiter und peinliche Fernsehbilder. Erst im vorigen Jahr waren in Chambeshi Demonstranten verletzt worden, als Sicherheitskräfte in die Menge schossen.

Tausende Arbeiter hatten sich um ihren Lohn geprellt gefühlt und waren vor der Mine aufmarschiert. Diese Protestaktionen sind fast ein Ritual geworden – nur 30 Dollar Lohn im Monat zahlen die Chinesen, weniger als die Inder und weit weniger als Kanadier und Australier.

Bislang hatten die Sambier den westlichen Kapitalismus für barbarisch gehalten, doch angesichts des chinesischen Tigerkapitalismus erscheint er ihnen als geradezu idyllisch. „Der westliche Kolonialismus hatte wenigstens ein menschliches Antlitz“, sagt der Oppositionsführer, „der chinesische ist nur darauf aus, uns auszubeuten.“ Derzeit liebäugeln die Chinesen damit, zwei Wirtschaftssonderzonen innerhalb sambischer Grenzen einzurichten. „Dann haben sie ihren Staat im Staat und machen erst recht, was sie wollen“, glaubt Sata.

Besonders empört die Sambier, dass die Chinesen vergleichsweise wenige Arbeitsplätze im Land schaffen. Laut Sata sollen sich bereits 80 000 Chinesen in Sambia befinden, „ehemalige Sträflinge, die in Arbeitslagern einkaserniert werden und das Kupfer fördern“. Das Metall werde im Rohzustand nach China transportiert und dort veredelt. Selbst die Maschinen stammten von dort, sie dürften zollfrei eingeführt werden. Noch nicht einmal zum Mittagessen oder zum Biertrinken verließen die Chinesen ihre Kasernen – „ein merkwürdiges Volk“, so seine Bilanz.

Unmut über das Verhalten der Chinesen schwelt auch anderswo in Afrika. Chinas Engagement schaffe kaum Arbeitsplätze, klagt der Politologe Alfredo

NEOKOLONIALISMUS

Viele Sambier starben 2005 bei der Explosion des Sprengstofflagers in einer chinesisch geführten Kupfermine – die genaue Opferzahl vertuschen die vielfach als Neokolonialisten verhassten Chinesen.





Tjiurimo Hengari. Stattdessen „lösen wir Chinas Probleme, indem wir chinesischen Arbeitern Jobs in unserem eigenen Hinterhof verschaffen“.

Afrika sei, so der Wissenschaftler von der Pariser Sorbonne, der einzige Kontinent, auf dem sich chinesische Unternehmen um „Regierungsausschreibungen bewerben, sie bekommen und dann chinesische Arbeiter importieren“. Für das kenianische Monatsmagazin „New People“ vollzieht sich eine „stille Invasion“. Sogar Südafrikas Präsident Thabo Mbeki, dessen Land enge Kontakte zum Reich der Mitte pflegt, warnte, Afrika riskiere, eine „Wirtschaftskolonie“ Chinas zu werden.

Als die China Non Ferrous Metal Industry 1998 die Chambeshi-Mine aufkaufte, befanden sich die Kupferpreise im Keller und die Minen in einem desolaten Zustand. Händeringend war ein Käufer für das marode Staatsunternehmen gesucht worden, niemand wollte in das vermeintlich riskante Geschäft einsteigen.

Als sich nach eher schleppenden Verhandlungen auch der anfängliche Favorit der Regierung, die kanadisch geführte Ivanhoe Capital, zurückzog, war für die Chinesen der Weg frei. Für den extrem niedrigen Preis von 20 Millionen Dollar bekamen sie den Zuschlag.

Von da an feierten die Investoren ihre „unverbrüchliche Solidarität“ mit ihren Geschäftspartnern. „Es gibt eine lange Geschichte der Freundschaft zwischen dem chinesischen und dem sambischen Volk“, schmeichelten die Aufkäufer und erinnerten an Aktivitäten ihrer Mao-treuen Vorgänger, die den Sambiern eine 1860 Kilometer lange Eisenbahn vom Kupfergürtel zum Hafen von Daressalam gebaut hatten – die Tazara. Damals jedoch träumten die Herrscher in Peking noch von der Weltrevolution und die in Lusaka von einem christlichen Kommunismus.

Anfänglich hatte das chinesische Engagement überall zwischen Kap und Kairo Begeisterung ausgelöst. Auf einmal waren die Geschäftspartner der Chinesen nicht mehr angewiesen auf arrogante Westler mit ihrer kolonialen Attitüde und ihrem Gerede von Demokratie, guter Regierungsführung und Menschenrechten. Afrika war plötzlich wieder attraktiv, und zwar nicht nur für die Armee der Entwicklungshelfer und ihrer Verbündeten im internationalen Showgeschäft.

Plötzlich versprachen die Chinesen Rettung aus der Misere. Und sie umgarnten die vielen afrikanischen Führer, denen es vor allem um die Absicherung ihrer Macht ging. Die neuen Investoren scherten sich nicht um Menschenrechtsverletzungen in Simbabwe, Korruption in Nigeria oder Greuelthaten in Darfur. Ganz im Gegenteil: Harares Diktator Robert Mugabe setzten sie 2005 einen Ehrendoktorhut auf und erklärten ihn zu „Chinas Freund Nummer eins“. Alle Sanktionen des Uno-Sicherheitsrats gegen den Sudan werden mit schöner Regelmäßigkeit von den neuen Verbündeten in Peking blockiert.

„Gute Freunde, gute Partner und gute Brüder“, jubelt die chinesische „Volkszeitung“ über das Verhältnis zwischen China und Afrika und verweist auf die gemeinsame Geschichte alter Zivilisationen, die beide ihre „Erfahrungen mit der kolonialen Verwüstung“ gemacht haben.

Allein aus diesem Grund bestehe eine natürliche Partnerschaft zwischen „China, dem größten Entwicklungsland der Erde, und Afrika, dem Kontinent mit den meisten Entwicklungsländern“, so die Vorgabe des ehemaligen Staatschefs Jiang Zemin. Anders als in Briten und Franzosen sahen zunächst die wenigsten Afrikaner in den Chinesen Eroberer auf einem Beutezug.

Der legendäre Admiral Zheng He, der im 15. Jahrhundert als erster Chinese mit einer Riesenflotte bis nach Kenia vordrang, ließ die Einheimischen damals in Frieden. Das Einzige, was er nach Hause zurückbrachte, war eine Giraffe.

Chinas derzeitiger Aufstieg in Afrika lässt sich kaum noch aufhalten. Ob er für den Kontinent segensreich ist oder fatal, wird sich erst noch erweisen. Auf jeden Fall gibt es kaum eine andere Region der Welt, die dermaßen von dem Wirtschaftsboom in Fernost profitiert wie Afrika. Auf diese Weise könnte Afrika durchaus noch ein Player – und ein Gewinner – der Globalisierung werden, die bislang den Kontinent übergangen hat.

Es kommt derzeit vor allem darauf an, ob Afrikas Staaten die gigantischen Chancen auch nutzen können, die sich ihnen derzeit bieten. Wenn sie in der Lage sind, ihre Bodenschätze für einen angemessenen Preis zu verkaufen und das Geld vernünftig in die eigene Entwicklung zu investieren, könnten sie auf die üppige Entwicklungshilfe aus den Industriestaaten getrost verzichten.

STAATSBESUCHER

Chinas Präsident Hu Jintao präsentiert sich im Februar 2007 mit Amtskollegen – mit dem Sudanese Umar al-Baschir (l.) und mit dem Sambier Levy Mwanawasa (r.). Afrikas Bevölkerung ist oft weniger entzückt von der berechnenden Präsenz der Chinesen als die lächelnden Chefs.

Gipfeltreffen

Pekings Straßen waren mit Bildern von Steppen und Elefanten geschmückt und die Stadt im Ausnahmezustand, als im vergangenen November – zum Abschluss eines „Afrikanischen Jahres“ der chinesischen Außenpolitik – 48 Staatsoberhäupter oder Regierungschefs afrikanischer Staaten zu einem China-Afrika-Forum eingeladen waren. Es handelte sich um das größte Gipfeltreffen, das China je ausgerichtet hat.



GESCHÄFTEMACHER
Wie hier in Jaunde in Kamerun lassen sich immer mehr Chinesen mit Geschäften und Restaurants in Afrika nieder.

An Chinesen verkauft
Anteil Chinas am Gesamtexport 2005, in Prozent



Die afrikanischen Länder seien, neben den lateinamerikanischen, die „großen Gewinner des chinesischen Rohstoffhungers“ und „sollten ihre Rohstoffgewinne dazu nutzen, ihr verarbeitendes Gewerbe und ihren Dienstleistungssektor auszubauen, um so längerfristig nachhaltiges Wachstum generieren zu können“, empfiehlt die Deutsche Bank in ihrer Studie.

Der Rohstoffhunger wird weiter anhalten, alle Vorhersagen für Afrika sind heute günstig: Der Bedarf an Kupfer könnte von derzeit 3 Millionen Tonnen jährlich auf 20 Millionen Tonnen im Jahr 2020 steigen, der an Öl von 91 auf 1860 Millionen Tonnen und der an Holz von 34 Millionen Kubikmeter auf 150 Millionen. „Unsere Prognoseergebnisse zeigen“, so die Research-Abteilung der Deutschen Bank, „dass die Exporteure von Rohöl und Metallen die Hauptgewinner des ungestillten chinesischen Rohstoffhungers sein werden.“

Der Aufschwung in Fernost könnte Afrika beflügeln. China werde von Afrikanern „als Modell und möglicher Motor der eigenen wirtschaftlichen Entwicklung gesehen“, behauptet die SPD-nahe Friedrich-Ebert-Stiftung. Das eröffnet die Aussicht darauf, dass eine moderne Marktwirtschaft die Entwicklungshilfe-Planwirtschaft, die Afrika derzeit noch lähmt, ablöst.

Höchste Zeit dafür wäre es. Eines der Hauptprobleme des geschundenen Kontinents besteht ja groteskerweise darin, dass es wegen der Verfügbarkeit von Hilfe aus der Wohlstandswelt weitaus attraktiver ist, arm zu sein als reich – schließlich geben die In-

dustrielländer dem Armen bereitwilliger als dem Reichen. Diese durchaus verständliche Neigung zur Entgegennahme von Almosen ist allerdings für das mit Bodenschätzen reich gesegnete Afrika fatal.

Die Afrikaner müssten aus eigenem Antrieb beginnen, sich aus dieser Falle zu befreien. Sie müssten die Infrastruktur ihrer Länder dramatisch verbessern, die Korruption bekämpfen, die Märkte liberalisieren, das viele Staatsland privatisieren. Dann wäre der Kontinent auch attraktiv für dringend benötigte ausländische Direktinvestitionen. Die üppigen Einnahmen aus dem Chinageschäft könnten für einen solchen Kurs verwendet werden.

Eigentlich müssten die Afrikaner nur genau hinschauen, denn die künftige Großmacht China ist auf ihrem Kontinent schon weit präsenter, als es auf den ersten Blick erkennbar ist. Im vorigen Jahr betrug das Handelsvolumen zwischen Chinesen und Afrikanern 55 Milliarden Dollar, das waren gut 40 Prozent mehr als 2005 und fünfmal so viel wie im Jahr 2000. Chinas Anteil am afrikanischen Markt beträgt derzeit 6,8 Prozent, der US-amerikanische liegt nur noch bei 5,8 Prozent.

Damit ist China schon der drittwichtigste Handelspartner des Schwarzen Kontinents, in drei Jahren soll das Handelsvolumen auf 100 Milliarden Dollar steigen. Die Chinesen scheinen überall zu sein: In Namibia suchen sie nach Uran, in Südafrika kaufen sie Mangan, Eisenerze und Gold, im Golf von Guinea und im Sudan bohren sie nach Öl. Aus dem Kongo kommt das Tropenholz.

Allein in die Ölförderung des Sudan und in den Ausbau von Häfen und Pipelines hat China vier Milliarden Dollar investiert. Das hochgradig korrupte Regime von Angola versorgt China mit mehr als 500 000 Barrel Öl am Tag und hat mit 18 Prozent aller chinesischen Ölimporte Saudi-Arabien und Iran als wichtigste Erdöllieferanten abgelöst. Fast die Hälfte des in Gabun gefällten Holzes wird nach China verschifft, desgleichen 60 Prozent aller äquatorialguineischen Holzexporte.

Das Washingtoner State Department zitiert in einer Mitteilung bereits Experten, die Chinas Expansion als „Tsunami“ bezeichnen: „Nach Jahrzehnten, in denen die Chinesen als Gegenleistung für politische Unterstützung Fußballstadien für Diktatoren, Bahnlinien und Autobahnen in Afrika gebaut haben, sind die Interessen diesmal fast ausschließlich wirtschaftlicher Natur.“

China importiert alles, was der Kontinent hergibt: Tropenhölzer, Öl und Metalle und auch ein wenig Baumwolle. Dabei sind die fünf rohstoffreichen afrikanischen Länder Angola, Südafrika, Sudan, Äquatorialguinea und Kongo für mehr als 80 Prozent aller afrikanischen Exporte nach China verantwortlich.

Zurück fließen billige Fertigprodukte, einfache Gebrauchsgüter wie Haushaltsgeräte, Fernsehgeräte oder Kleidung. Ob in den Supermärkten Südafrikas oder auf den Trödelmärkten Ugandas – überall sind die Produkte mit den seltsamen Schriftzeichen zu kaufen. Die Textilindustrien in Swasiland und Lesotho sind unter der Flut chinesischer Billigware schon zusammengebrochen.

„Was die Produktion angeht, ist es schwierig für Afrika, mit China zu konkurrieren“, schreibt der südafrikanische Think-Tank „Brenthurst Foundation“ über „Chinas ökonomische Übernahme und

die Folgen für Afrika“. Trotz der Billiglöhne in Afrika machten „die Nachteile des Kontinents wie schlechte Infrastruktur und Transportkosten“ Afrikas Produkte zu teuer.

So breitet sich nach der anfänglichen Begeisterung langsam auch Angst vor den Nachfolgern der Kolonialherren aus. Deswegen tourt Chinas Machthaber Hu Jintao immer wieder durch den dunklen Kontinent, buhlt um Sympathien und verkündet: „China ist eine friedliche Nation und wird ganz sicher nichts tun, was den Interessen Afrikas und seiner Menschen schadet.“ Ob in Kamerun, auf den Seychellen, in Liberia oder auch in Sambia: Hu strich Schulden, schüttete günstige Darlehen und zinsfreie Kredite aus. Er hob die Zollschranken für inzwischen 440 Produkte aus 28 besonders armen Staaten auf.

Peking baut Kraftwerke, Krankenhäuser, Straßen und Schulen, legt Gleise und Wasserleitungen. Insgesamt 16000 Ärzte und Schwestern hat China in den vergangenen 50 Jahren nach Afrika entsandt. „China klettert nicht in Afrika, China klotzt“, staunte die „Frankfurter Allgemeine“.

In Nigeria sicherte sich die staatliche China Ingenieur-Bau-Gesellschaft anstelle der Weltbank den Bauauftrag für eine Eisenbahn von Lagos nach Kano. Wert des Projekts: 8,3 Milliarden Dollar. Die Chinesen hatten den Nigerianern bessere Bedingungen als alle Mitbewerber geboten, chinesische Banken sichern die Finanzierung. Anders als die Weltbank zum Beispiel verlangen sie weder eine ordnungsgemäße Abrechnung der Gelder noch die faire Behandlung von Arbeitern.

Auch im Waffengeschäft verstehen sich die beiden Länder prächtig. So kaufte die nigerianische Luftwaffe 14 chinesische Kampfflugzeuge, die Marine bestellte Patrouillenboote, um die Rebellen im ölreichen Niger-Delta zu bekämpfen.

Hauptsächlich aber geht es den Chinesen in Nigeria um Öleinkäufe: Für 2,3 Milliarden Dollar erwarb die staatliche Ölgesellschaft CNOOC fast die Hälfte des Ölfeldes OML 130 und für weitere 4 Milliarden Dollar Bohrlizenzen. CNOOC-Chef Fu



Chengyu sprach von einem „Meilenstein in unseren Anstrengungen, in eines der reichsten Öl- und Gasfelder der Welt zu expandieren“.

Chinas begehrtlicher Blick auf das schwarze Gold im Golf von Guinea ist leicht erklärlich: Allein in Westafrika lagern schätzungsweise 110 Milliarden Barrel Öl. Im Kampf um diesen Reichtum gehen die Chinesen nicht gerade zimperlich vor.

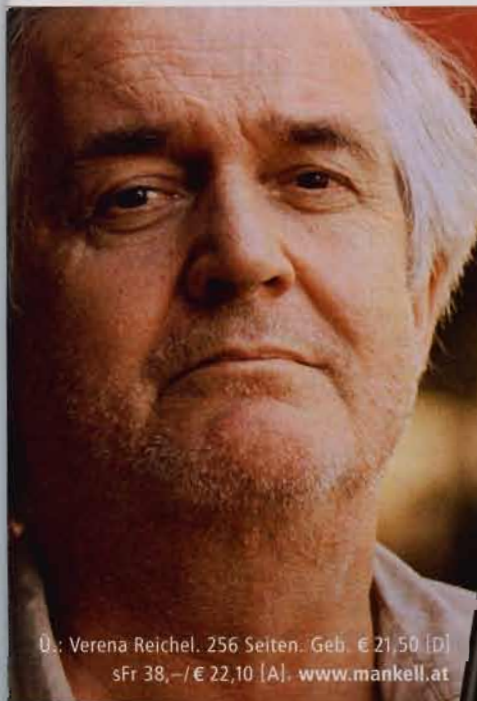
Um ausländische Konkurrenten aus dem Wettbewerb um ein großes Ölfeld zu boxen, gewährte die staatliche Eximbank der angolanischen Regierung einen zinsgünstigen Zwei-Milliarden-Dollar-Kredit. Pekings Energiekonzern Sinopec erhielt prompt den Zuschlag, als Garantie für den Kredit dienen die Öllieferungen.

Immer öfter haben auch die amerikanischen Erdölriesen das Nachsehen. „Newsweek“ fürchtete bereits einen „sino-amerikanischen Krieg ums Öl“.

Auch politisch leisten Chinas Herrscher beste Lobbyarbeit. Vorigen Herbst lud Pekings KP 53 afrikanische Staats- und Regierungschefs zu einem Gipfel nach China ein, es war die größte internationale Konferenz, welche die Gastgeber jemals veranstaltet

SCHAFFEN FÜR CHINESEN
Nigerianischer Angestellter der staatlichen chinesischen Ölgesellschaft am Ende eines Arbeitstages vor seiner Behausung.


FREDERIC NOY / AGENTUR FOCUS



Ein poetischer Roman über eine afrikanische Familie, erzählt zwischen Traum und Realität, Mythos und Geschichte.

HENNING MANKELL
Die flüsternden Seelen

Ü.: Verena Reichel, 256 Seiten, Geb. € 21,50 [D]
sFr 38,- / € 22,10 [A], www.mankell.at

Zsolnay  Verlag





STRENGE ÜBERWACHUNG

Der chinesische Aufpasser hat den äthiopischen Arbeiter beim Straßenbau in Addis Abeba (April 2007) fest im Blick. Viele Afrikaner werfen den Chinesen vor, bei der wirtschaftlichen Ausbeutung des Kontinents skrupelloser vorzugehen als die alten Kolonialherren.

hatten. 48 kamen, und die Pekingener fühlten sich an alte Zeiten erinnert, als Mao Zedong („Wir werden unsere schwarzen Freunde nie vergessen“) seine Partner aus der blockfreien Welt feiern ließ.

Hu versprach seinen Gästen unter anderem 30 Krankenhäuser, 100 Dorfschulen und zinsgünstige Kredite im Wert von drei Milliarden Dollar; den Bau eines riesigen Konferenzzentrums für die Afrikanische Union und Vorzugskredite zum Kauf chinesischer Waren im Wert von zwei Milliarden Dollar. Zudem kündigte er an, 15 000 junge Afrikaner in technischen Berufen auszubilden.

Die kenianische Tageszeitung „Daily Nation“ jubelte: „China gibt, ohne Gegenleistungen zu fordern“. Willig wendeten sich deshalb „Afrikas Führer der chinesischen Großzügigkeit zu – sie sind des westlichen Big-Brother-Gehabes überdrüssig“. Und der „East African Standard“ aus Nairobi empfahl den Staatschefs des Kontinents: „Vergesst den Westen und umarmt China.“

Was die Afrikaner bejubeln, macht europäischen Entwicklungshilfeministern Angst: die chinesische Gleichgültigkeit gegenüber den Untaten afrikanischer Potentaten und Kleptokraten und das Bekenntnis zur Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staats.

Das abschreckendste Beispiel einer solchen unmoralischen Allianz ist Chinas Versuch, Simbabwe Führer Robert Mugabe, dem der Westen schon seit langem den Geldhahn zugekehrt hatte, aus der internationalen Isolation zu befreien.

Seit die Chinesen einsprangen, geht es mit seinem Land zwar weiter bergab, aber die wackelnde Regierung kann sich mit Waffen für den Machterhalt

eindecken. Die Chinesen haben Mugabe bereits Militärflugzeuge im Wert von 200 Millionen Dollar geliefert und dürfen die simbabwischen Platinvorkommen ausbeuten.

Lang ist auch die sudanesishe Einkaufsliste für Peking, die Amnesty International kürzlich veröffentlichte. Demnach soll China die sudanesishe Armee mit Helikoptern vom Typ Z-6 aus einheimischer Produktion versorgt haben, mit Militärlastern der Marke „Ostwind“ und allerhand anderem Kriegsgeschütz, mit dem in Darfur Jagd auf Rebellen gemacht werden kann.

Das Entgegenkommen der Chinesen für die Herrscher von Khartum hat gute Gründe. Im Sudan besitzt die China National Petroleum Corporation mittlerweile 40 Prozent der Greater Nile Petroleum Operating Company, welche die größten Ölfelder kontrolliert. Die staatliche Firma Sinopec hat eine 1600 Kilometer lange Pipeline nach Port Sudan am Roten Meer gebaut, wo eine weitere chinesische Staatsfirma einen Tankerhafen errichtet hat. Etwa 60 Prozent des sudanesischen Öls werden bereits nach China exportiert.

Insbesondere wegen derart enger Handelsbeziehungen hält der deutsche Politologe Denis Tull, der für die Stiftung Wissenschaft und Politik eine Studie zur „Afrikapolitik der Volksrepublik China“ vorgelegt hat, Chinas wachsenden politischen Einfluss in Afrika für „überwiegend negativ“. Chinas bedingungslose Handelsbereitschaft würde die Afrikaner nicht zu Demokratie und Transparenz zwingen, Pekings vehemente „Verteidigung des Souveränitätsprinzips“ nutze nur Afrikas Tyrannen.

Es herrscht das alte Prinzip von Geben und Nehmen: Dafür, dass afrikanische Autokraten einst die chinesische Regierung vor Kritik am Tiananmen-Massaker in Schutz nahmen oder sogar, wie Namibias ehemaliger Präsident Sam Nujoma, das Regime in Peking zur Niederschlagung der „antirevolutionären“ Demokratiebewegung beglückwünschten, erhalten sie von Maos Nachfolgern nun ihrerseits einen Persilschein für rücksichtslosen Umgang mit Oppositionellen.

„Chinas Bereitschaft, afrikanische Regime zu bewaffnen und bei ihnen dafür politische Unterstützung zu suchen, harmoniert nicht mit dem internationalen Bestreben, Demokratie und gute Regierungsführung zu pflegen“, mokiert sich auch das Washingtoner Internationale Institut für Strategische Studien.

Im April allerdings musste Peking zumindest gegenüber dem Sudan seine Großzügigkeit aufgeben. Aus Angst, amerikanische Prominente könnten wegen der zynischen Haltung der Chinesen im Sudan zum Boykott der Olympischen Spiele 2008 aufrufen, schickte Chinas Regierung einen Sonderbotschafter nach Khartum.

Der konnte die Sudanesen endlich überreden, einem Uno-Friedensplan für Darfur teilweise zuzustimmen. In die Knochen gefahren war den Chinesen vor allem die Initiative der US-Schauspielerin Mia Farrow, die von „Völkermord-Spielen“ sprach und ihren Kollegen Steven Spielberg heftig angriff, der in Peking die Eröffnungsveranstaltung mitplant. Spielberg schrieb darauf einen besorgten Brief an Präsident Hu.

Doch nicht der Zugang zu den Rohstoffen allein treibe die Chinesen an den Kongo, den Nil und den

Niger, glaubt He Wenping, Chefin der Abteilung Afrikanische Studien an der Pekinger Akademie für Sozialwissenschaften. Auch politische Ziele spielten eine wichtige Rolle. Schon bald wolle China ein einflussreicher Mitspieler auf der internationalen Bühne werden, und eine Großmacht müsse eben Gefolgschaft um sich sammeln.

Kaum eine Region scheint so aufgeschlossen für Freundschaftsdienste wie Afrika, das über viele Stimmen in der Uno verfügt. Und die hofft China zu gewinnen – etwa wenn es gilt, sich gegen die mächtigen USA zu positionieren. He, eine zierliche Wissenschaftlerin mit kurzgeschorenem Schopf, die ihr Büro im ehemaligen kaiserlichen Marineministerium hat, ist sicher: „Ohne Afrika kann man nichts bewegen.“

Und es gibt noch einen weiteren Aspekt, der den wachsenden chinesischen Drang nach Afrika erklärt. Immer mehr einfache chinesische Arbeiter und Bauern siedeln sich in Afrika an, weil sie hier mehr Geld verdienen können.

Über 270 000 Chinesen arbeiteten in den ersten zehn Monaten des Jahres 2006 schon in Afrika. Mehr als 100 000 von ihnen haben sich auf Dauer niedergelassen – als Händler, Bauern oder Gastwirte. Es sind Menschen wie Li Shaofu, der in China nicht genug verdiente, um das Schulgeld seiner Kinder bezahlen zu können, und deshalb für eine chinesische Firma im Nigerdelta arbeitete.

Ahnungslos ließ er sich wie Dutzende Kollegen auch von der staatlichen Telekom-Firma Teleken Engineering Co anheuern. Die Vermittler besorgten ihnen einen Pass und setzten sie in ein Flugzeug der Ethiopian Airlines. Englisch sprach keiner der Arbeiter. „Der Boss sagte uns nur, wir sollten vor Fremden nicht lachen oder lächeln, wenig reden und nicht herumwandern“, erzählt ein Arbeiter aus dem Dorf Jianqiang in Sichuan.

Die Chinesen lockt ein vergleichsweise fürstlicher Lohn. Der Arbeiter Li brachte 50 000 Yuan (5000 Euro) für knapp ein Jahr Arbeit in Afrika nach Hause, in China hätte er es allenfalls auf 13 000 Yuan gebracht. „Wenn es nächstes Jahr eine Chance gibt“, sagt ein Bauer aus Guansi, „will ich auch ins Ausland.“

Selbst wenn es gefährlich ist, ist es immer noch besser, als zu Hause auf dem Feld zu arbeiten.“

Für Li und seine Genossen hatte der Ausflug ins Nigerdelta beinahe mit einer Tragödie geendet. Mit vier anderen chinesischen Arbeitern aus der Provinz Sichuan wurde er von nigerianischen Rebellen in den Busch verschleppt und nach fast zwei Wochen wieder freigelassen. Weniger Glück hatten dagegen die neun chinesischen Ölarbeiter im Osten Äthiopiens, die Ende April bei einem Angriff von Rebellen starben.

Angst vor einem solchen Schicksal braucht Si Su aus der Provinz Jiangsu nicht zu haben. Mit seiner Frau und zwei Kindern hat sich der Bauer in der Nähe der sambischen Hauptstadt Lusaka niedergelassen und die Farm Sunlight gegründet. Tagaus, tag ein steht er nun auf dem Feld und schaut seinen insgesamt 50 sambischen Angestellten beim Unkrautjäten auf dem Maisfeld oder beim Pflügen zu. Er fühlt sich wie im Paradies.

„Die Menschen sind friedlich und freundlich“, sagt er, „ich habe sie sofort gemocht.“ Si und seine Familie kamen schon 1992 als Arbeiter einer chinesisch-sambischen Landwirtschaftskooperative ins Land. Trotz der verbreiteten antichinesischen Stimmung möchten sie in Sambia bleiben und haben schon fleißig Englisch gelernt.

Manchmal vermissen sie China, das süßsaure Schweinefleisch und die Wantan-Suppe. Doch nicht einmal für einen Heimatbesuch sind sie bislang zurückgekehrt, Si sorgt sich um seine Farm. Es gebe da ein chinesisches Sprichwort, sagt er: „Wenn der Tiger in den Bergen ist, wird der Affe zum Großkönig.“

Hinter Si dreht Mister Enson, der sambische Traktorist, gewagte Kurven auf seinem roten Trecker der chinesischen Marke Dongfeng, zu Deutsch: Ostwind. Enson fühlt sich unbeobachtet, er ist ausgelassen und singt ein afrikanisches Lied von Simba, dem Löwen. Si ist entsetzt. „Vorsicht, Vorsicht!“, ruft er.

Schnell hat er sich wieder gefasst. „Wir Völker müssen uns eben gegenseitig befruchten. Die Disziplin werden sie von uns lernen, und wir lernen von ihnen, den Sonnenschein im Herzen zu tragen.“ ♦

„Die Chinesen benehmen sich nicht so, als wollten sie sich in Afrika und für die Afrikaner engagieren. Im Gegenteil: Sie sind gekommen, um mitzunehmen, was sie kriegen können. So viel wie möglich.“

Der senegalesische Autor ADAMA GAYE über Chinesen in Afrika



HERR UND DIENER
Der Bauernhof Sunlight bei Lusaka in Sambia gehört dem Chinesen Si Su, der Einheimische Enson arbeitet für ihn (April 2007).